

Handzeichen eines Demiurgen

Das Forum für Neue Musik am Konservatorium will die Zukunft erraten / Von Kerstin Holm, Moskau

Im Herbst dieses für die russische Gesellschaft in vieler Hinsicht traumatischen Jahres widmete sich das traditionsreiche Festival für zeitgenössische Musik „Moskauer Forum“ dem Vorausklang der Dramen der Zukunft. Sein künstlerischer Leiter, Vladimir Tarnopolski, und sein Ensemble Studio für Neue Musik am Moskauer Konservatorium loteten das Thema mit fünf durch Podiumsgespräche strukturierte Konzertabende aus, die mit Werken des 21. Jahrhunderts soziale Brüche, technische Transformationen, aber auch ökologische Verluste in künstlerische Formen fassten und jungen Komponisten eine Bühne boten. Das internationale Gastensemble, die französische Multimediagruppe LiSiLog fügte dem so etwas wie kosmische Magie hinzu, indem

„Edges“. Ein humorig katastrophisches Schlusswort sprach das Studio für Neue Musik mit dem als Power-Point-Präsentation aufgezogenen Stück „Star Me Kitten“ von Alexander Schubert. Der Komponist, der auch Kognitionswissenschaftler ist, schickt eine schrille Blonde (betörend abgedreht: Alena Verin-Galitzkaja) mit rabiat angeschlagenen Orchesterfarben auf einen in Datenstrudeln ertrinkenden Selbstdarstellungstrip.

Geradezu rührend nahm sich dagegen die junge Komponistin Jelisaweta Sgirska aus, die in ihrer Videoarbeit „Schrei, raschle, schweige nicht“ die langsam verwindende Holzarchitektur ihrer sibirischen Heimatstadt Tomsk in Geräuschkulissen und im Bild mahnend zu Wort kommen ließ. Der Avantgarde-Künstler Dmitri



Moskauer Glockengeläut

Foto Evgeny Polyakov

ihre Künstler Licht- und Klangeffekte dermaßen raffiniert miteinander verknüpfen, dass die Empfindung des begrenzten Raumes wundersam aufgehoben wurde.

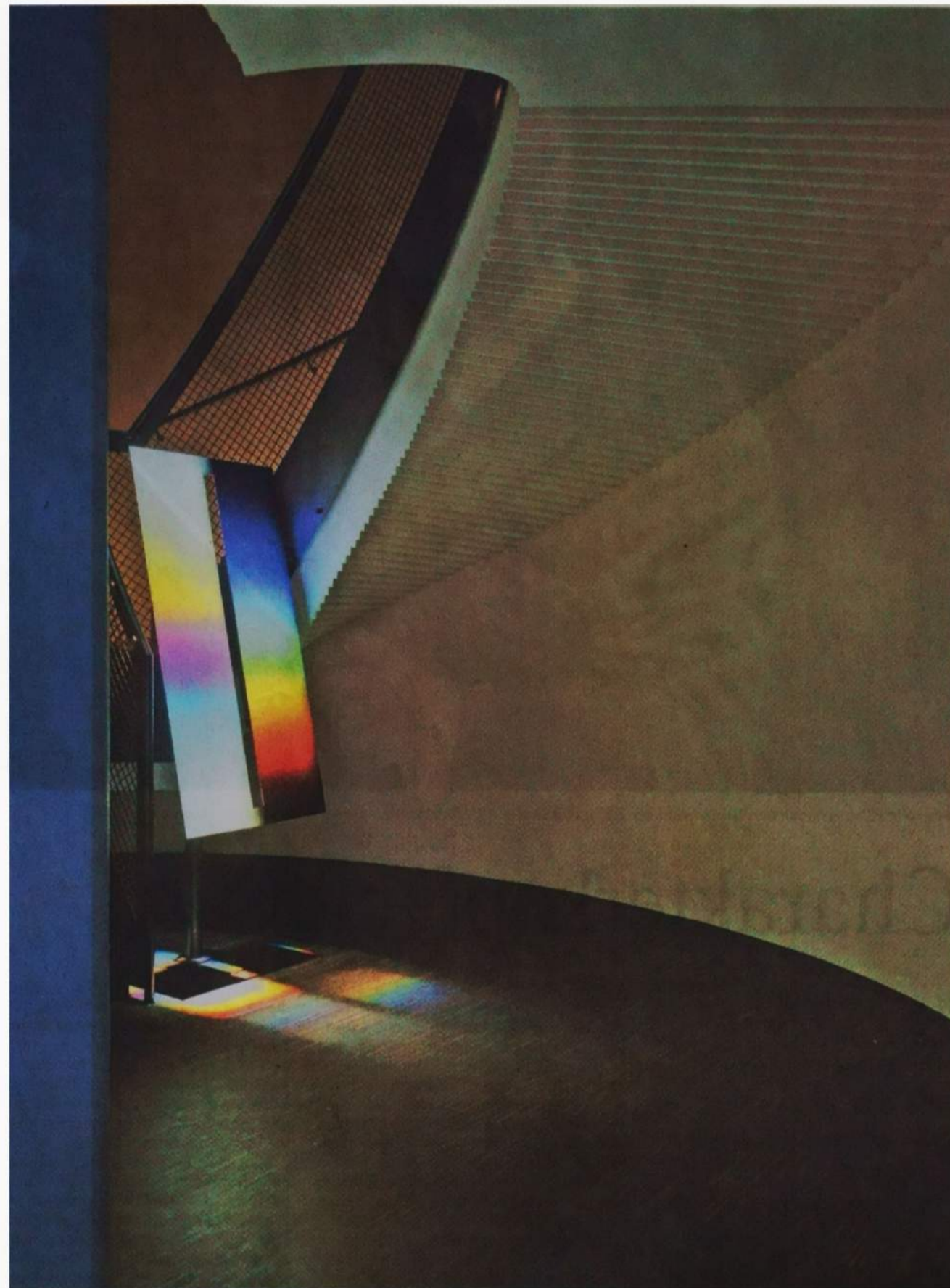
Die phänomenale japanische Saxophonistin Yui Sakagoshi erreichte das, indem sie das aus elektronischen Klängen, verfremdeten Stimmen und Geräusch gebaute Stück des brasilianischen Komponisten Sergio Rodrigo „B.H.Z. Corpos morrentes...“ zugleich als expressiven Ritualtanz zelebrierte und den Instrumentalpart spielte. Rodrigos zerrissenes, in seiner dramatischen Kleinteiligkeit auch peinigendes Klanggemälde übersetzte Sakagoshi in Bewegungen, die ans japanische No-Theater gemahnten. Dann brachte sie mit dem auf dunkler Bühne durch eine Lichtwand tanzenden Axel Poulsen das neue Solostück „Corps Invisibles“ von Sami Naslin zur Uraufführung, welches das Dasein dauerhaft in ihren Wohnungen eingeschlossenen Menschen vergegenwärtigt. Auch Tarnopolski hatte für Sakagoshi eine Neukomposition beigesteuert, „Last Sunset“, das meditativ behauchte Saxophon über fern hallende Sphärenklänge legt, die die NASA im Weltall vom Planeten Erde aufgezeichnet hat.

Technologisches Fundament für das Spiel von LiSiLog ist das interaktive „Light Wall System“, das auch den Körper des Musikers zum Instrument macht und es ihm ermöglicht, den Raum gleichsam mit Klängen zu beschreiben wie eine Leinwand mit Zeichen. Virtuos demonstrierte das der Schlagzeuger Meng-Fu Hsieh, der in Nikolai Popovs „Transitions“ im Dunkeln gestikulierend durch Handzeichen aus der Lichtwand demüriert elektronisches Donnergeroll, Flötenrufe oder metallisches Scheppern hervorzauberte. Wie man indes auch mit Klavier und Schlagzeug bei radikal erweiterten Spieltechniken eine hochkomplexe Partitur mit nie gehörten Instrumentenstimmen intonieren kann, bewiesen anderntags der Pianist Dmitri Batalow und der Schlagzeuger Dmitri Wlassik mit Franck Berdosians Extremstück

Gutow erörterte mit Tarnopolski die Folgen der Krise der Demokratie in der Welt, wodurch etwa das Thema Politik in Russland weitgehend tabuisiert sei. In dieser Situation sieht Gutow, der sich als Marxist positioniert, die Aufgabe der Kreativen darin, den sie finanzierenden Oligarchen ihren Geschmack zu oktroyieren, und rief dazu auf, Hochkultur zur Mode für die Reichen zu machen, wie es dem Dirigenten Teodor Currentzis gelungen sei.

Das Studio für Neue Musik brachte unter seinem vorzüglichen Dirigenten Igor Dronov dann noch Rolf Riehms Instrumentaldrama „Lenz in Moskau“, das mit abgewandert artikulierender Cellostimme und einer gegen brutale Paukenschläge ansingende Säge das Ende von Goethes Jugendfreund beschwört, zur russischen Uraufführung, ebenso wie das Ensemblestück „Riss“ von Mark Andre, worin die Musiker, aus feinen Geräuschen, die bald verhalten pulsieren, bald heftiger aufbrechen, Trennendes und zugleich Verbindendes ertasten, wobei in der nachhallenden Stille zugleich die Anwesenheit Gottes ahnbar wird.

Doch eine Gruppe junger Moskauer Musiker und Videokünstler, die sich den Namen „Waldgang“ gab – nach dem Essay von Ernst Jünger über die Verhaltensoptionen in einer Diktatur –, wagte eine fast verzweifelt große Geste. Die sechs Künstler tauschten den Gegenwert eines monatlichen Mindesteinkommens (derzeit in Russland etwa 150 Euro) in kleine Münzen und verfrachteten diese in eine Schmiede bei Smolensk, wo sie zu einer Kirchenglocke umgeschmiedet wurden. Bei der Multimediaperformance, die schon in einigen kleinen Theatern gezeigt wurde, tragen zwei russische Antaustanten das Instrument auf die Bühne, wo es ertönt, nachdem der Komponist Pawel Poljakow mit prächtig einstudiertem Kehlkopfgesang den Ungehörten seine Schamanenstimme lieh. Die in der löchrigen Glockenwand nicht ganz verschmolzenen Münzen machen freilich auch sichtbar, dass die angestrebte Transformation des Materiellen ins Spirituelle nur halb gelungen ist.



So kommt das Licht in die Nacht – und bisweilen auch Nacht ins Licht: Ingo Nussbausers Installation

Foto Nina Gospodin

Wer die Himmelstreppe des jüngst eröffneten Deutschen Romantik Museums Ebene für Ebene hinaufgestiegen ist und die Ausstellung durchlaufen hat, kann im zweiten Treppenhaus beim Abstieg sein farbiges Wunder erleben – wenn er Glück mit dem Wetter hat. Kunst im Bau: Über die ganze Höhe des Hauses hat der Wiener Künstler Ingo Nussbaumer im Auge der Wendeltreppe seine „Lichte Nacht der Iris“ realisiert, ein spektakuläres Werk mit dem Untertitel „The Rainbow's Missing Colours“. Der Regenbogen galt der Antike als Symbol für die Götterbotin Iris. Seine Farben lassen sich per Prisma im Dunklen aus einem engen Sonnenlichtstrahl hervorzaubern; das hat Newton im Pestjahr 1666 entdeckt, womit er die Grundlage für die heute geltende Optik schuf.

Dass es auch umgekehrt geht, ist weniger bekannt. Es war Goethe, der dieses entgegengesetzte Experiment in den Blickpunkt rückte, gegen Newtons einseitige Bevorzugung des Lichts ins Feld führte und damit die romantischen Freunde der Nacht begeisterte. Was er seinem Publikum vorführte, wird heute als Goethespektrum bezeichnet und kommt im modernen Physikunterricht kaum vor: das spektrale Gegenstück zum Spektrum Newtons. Nussbaumer präsentiert beide Spektren in schönster Gleichberechtigung aneinander. Modern und transparent im glasklaren Aufbau, ohne überflüssigen technischen Schnickschnack, allemal auf dem Terrain heutiger Kunst, aber ohne Kunstlicht. Und das Tollste: in nie dagewesener Größe, eine Weltneuheit.

Kein Kunstlicht heißt, dass es bei grauem Himmel nicht funktioniert. Die Sonne muss Zeuge sein und Erzeugerin, so wie ehemals bei Goethe. Dann aber geht es rund. Diese irren Farben leben, swingen, sie vibrieren, sie tauchen auf und ab, stärken sich, werden schwächer oder schwinden dahin – je nachdem, ob ein Dunsthauch die Sonne verschleiert, ein Jumbojet den Himmel beschmiert oder ein Wölkchen ihn verziert.

Es beginnt auf dem Flachdach des Museums mit einem Heliostaten. Das ist ein Spiegel, der dem Lauf der Sonne vollautomatisch folgt und ihr Licht immer im selben Winkel durch die Glaskuppel leitet. Direkt unter der durchsichtigen Kuppel hat Nussbaumer ein gigantisches Prisma anbringen lassen. Dessen Glaswände sind 2,2 Zentimeter stark und tragen eine Last von 370 Litern aqua destillata.

Nussbausers riesiger Wasserkörper ist bereits eine Skulptur für sich, eine geometrisch gezähmte Elementargeometrie. Bei Sonnenschein sorgt sie für die allbekannte Brechung und farbige Aufäufcherung des durchfallenden Lichts, aber mit einer kleinen Abweichung vom

Die Sonne muss Zeuge sein

Durchblick auch ohne Lieblingsfarbe: Eine schillernde Lichtinstallation nach Goethe im Frankfurter Romantikmuseum

Üblichen. Rechts wird das Licht à la Newton wie gewohnt durch einen Spalt gelenkt und in die Farben des Regenbogens aufgefächert: Rot, Grün und Blauviolett. Links dagegen, und das ist der Clou, verwandelt ein Schattenwerfer das Dunkle hinter dem Prisma in ein liches Nachtbild aus leuchtendem Türkis, Purpur und Zitronengelb. Der Schattenwerfer ist ein schmaler Steg aus Edelstahl und deckungsgleich mit dem newtonischen Spalt.

Die beiden optischen Bauteile – Steg und Spalt – sind exakte Gegenteile voneinander. Wo der Rahmen des Spalts das Licht abschirmt, setzt ihm der Steg kein Hindernis entgegen. Und umgekehrt: Wo der Spalt das Licht hindurchlässt, sorgt der Steg für Schatten. Man kann also sagen, dass der Steg einen Schatten ins prismatiche Geschehen hineinwirft, ein Stückchen Nacht. Genauso gut kann man sagen: Der Schattenwerfer nimmt ein abgezieltes Quäntchen Licht aus dem Spiel. So oder so, das farbige Ergebnis unten am Fuße der Wendeltreppe, fünfzehn Meter unter dem Prisma, muss man gesehen haben. Wo etwa in der Mitte des Newtonspektrums ein zartes Grün aufleuchtet, da tritt ihm neban in der Mitte des Goethespektrums ein herrliches

lichtes und doch oberstarkes Purpur entgegen. Das war Goethes Lieblingsfarbe, und sie glänzt in Newtons Spektrum durch – totale Abwesenheit.

Dass bei Newton wichtige lichthelle Farben fehlen, zeigt auch der Rest des Spektrums aus Weimar. Während Goethes Gelb etwa seinem Namen alle Ehre macht, ist Newtons Gelb alles andere als überzeugend, kippt auf der einen Seite ins Grünliche weg, direkt daneben ins Orange-Rötliche und ist hier wie da zu dunkel. Kein Zweifel, bei den hellen Spektralfarben geht Goethes Spektrum als Gewinner vom Platz.

Bei den dunklen Farben steht es genau umgekehrt; nichts übertrifft die abendliche Magie des Blauvioletts à la Newton. Die beiden Spektren müssen nicht gegeneinander ausgespielt werden; sie gehören zusammen, und nur gemeinsam formen sie das Farbenreich. So jedenfalls sah es Goethe, womit er bei den Romantikern punkten konnte, aber vergebens gegen die Newtonianer seiner Zeit anrannte.

Es war ihm ernst. Gerade weil im Regenbogen nur die newtonischen Farben stecken, forderte er dessen Ergänzung. Bis an sein Lebensende zwickte ihn die Unzufriedenheit mit den Regenbögen der Natur. Mithilfe von Wasserstaub wollte er den herkömmlichen Regenbogen im Labor umkehren. Es gelang nicht, denn ihm fehlten dafür die technischen Mittel.

Widerspenstig, wie er war, ließ Goethe über der prächtigen Treppe seines Weimarer Wohnhauses ein Deckengemälde anbringen. Der Name: Iris und der Regenbogen. Die Farben: surreal; nicht Newtons Farben des Regenbogens, sondern diejenigen seines eigenen, umgekehrten Spektrums. Und zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum seines Herzogs ließ er die Fassade des Hauses am Frauenplan mit einem Gemälde dekorieren, auf dem eine düstere Regenlandschaft mit Bogen zu sehen war: wieder naturwidrig in den Farben seines Spektrums.

Trotz der titelgebenden Iris ist Nussbausers Frankfurter Installation keine Verbeugung vor dem Goethehaus in Weimar. Im Gegenteil sendet er mit Wiener Schmach einen polemischen Gruß an die Ilm. Auch dort steht eine Lichtinstallation, hightech, schwer zu durchschauen und ohne künstlerischen Anspruch. Schlimmer noch: Man zeigt dort nur das Newtonspektrum: Goethes Feind im eigenen Wohnhaus, ein Sakrileg. Man kann die neue Installation in Frankfurt daher auch als eine Art Wiedergutmachung lesen, direkt neben Goethes Geburtshaus. OLAF L. MÜLLER

Der Autor lehrt an der Humboldt-Universität Wissenschaftstheorie. Im Dezember erscheint sein neues Buch „Ultraviolett – Ritters Werk und Goethes Beitrag“ bei Wallstein.

Weltbürger aus Dresden

Zum Tod von Udo Zimmermann

Er ist der Welt noch einen „Gantenbein“ schuldig. Jahrelang schob der Komponist Udo Zimmermann dieses Opernprojekt nach dem Roman „Mein Name sei Gantenbein“ von Max Frisch vor sich her, jahrelang stand schon fest, dass daraus nichts mehr werden wird. Eine schwere Krankheit hat den Künstler bereits seit fast einem Jahrzehnt verstummen lassen. Die letzten Kompositionen waren ein Cellokonzert für Jan Vogler sowie ein Violinkonzert für Elena Denisova.

Dabei war der 1943 in Dresden geborene Künstler in besonderer Weise für seine Umtriebigkeit bekannt. Nach kompositorischen Anfängen schon im jugendlichen Alter im Kreuzchor unter Rudolf Mauersberger studierte Zimmermann Gesang, Dirigieren und Komposition. Er schuf Vokal- und Instrumentalwerke, wurde aber vor allem mit seinem Musiktheater bekannt. Die Kammeroper „Weiße Rose“ um das Schicksal der Geschwister Scholl zählt zu den am häufigsten aufgeführten Gegenwartsstücken und ist bereits mehr als 200 Mal inszeniert worden. Aber auch „Levins Mühle“ (nach Johannes Bobrowski), „Der Schuhu und die fliegende Prinzessin“ (Peter Hacks) und „Die wundersame Schustersfrau“ (Federico Garcia Lorca) machten ihn in Ost und West bekannt.

Neben dem kompositorischen Wirken tat sich Zimmermann auch als Vermittler hervor, gründete 1974 das „Studio Neue Musik“ und entwickelte es weiter zum Dresdner Zentrum für zeitgenössische Musik. Daraus hervorgegangen ist 2004 das heutige Europäische Zentrum der Künste Hellerau, dem er bis 2008 als Intendant vorstand. Bereits ab 1985 war er zudem in Bonn tätig, wo er an der dortigen Oper die Werkstatt für zeitgenössisches Musiktheater leitete.

Gewappnet mit guten Kontakten sowohl in der Künstlerschaft als auch im überregionalen Feuilleton, übernahm Udo Zimmermann ab 1990 die Oper Leipzig, die in seiner elfjährigen Intendanz zu einem Flaggship der Moderne avancierte. Mit dem vollmundigen Slogan „Oper im Aufwind“ setzte er Maßstäbe und brachte Uraufführungen etwa von Jörg Herchet, Dieter Schnebel und Karlheinz Stockhausen auf die Bühne. Das eigene Kunstschaffen geriet allerdings in den Hintergrund. An der Deutschen Oper Berlin, wo Zimmermann ab 2001 in der Nachfolge Götz Friedrichs als Generalintendant wirkte, war ihm nur ein kurzes Wirken vergönnt. 2003 musste er das Haus wieder verlassen, blieb aber bis 2011 künstlerischer Leiter der musica viva am Bayerischen Rundfunk, wo während seiner vierzehnjährigen Amtszeit erstaunliche 175 Werke uraufgeführt worden sind.

„Ich könnte mir gar nicht vorstellen“, hat Zimmermann einmal gesagt, „dass man Künstler ist und keinen Glauben hat, an was auch immer.“ Er glaubte an sich und an die Kraft der Musik. Mit diesem Rüstzeug und der frühen Prägung durch ein musikalisches Elternhaus sowie seine Zeit im Dresdner Kreuzchor lebte er in dem Anspruch, Weltbürger zu sein. Noch während der deutschen Teilung dirigierte er namhafte Orchester beidseits der Grenze und wollte auch nach der Wiedervereinigung kein „schöngeistiger Verwaltungsbeamter“ sein.

Die nur in wenigen Skizzen entworfene Oper „Gantenbein“ wird er der Welt schuldig bleiben. Am Freitag ist Udo Zimmermann im Alter von 78 Jahren nach jahrelanger Krankheit gestorben. MICHAEL ERNST



Udo Zimmermann

Foto dpa

DOROTHEUM



Peter Paul Rubens (1577–1640) und Werkstatt (Ausschnitt), € 350.000 – 500.000, Auktion 10. November

Auktionswoche 4. – 11. November
Alte Meister
Gemälde des 19. Jahrhunderts
Antiquitäten

Wien, +43-1-515 60-570
Düsseldorf, +49-211-210 77-47
München, +49-89-244 434 730

www.dorotheum.com